

STUDIA ORIENTALIA
EDIDIT SOCIETAS ORIENTALIS FENNICA
XXV:4

DE NOVIS LIBRIS JUDICIA

HELSINKI 1960

De novis libris judicia

WALTHER HEISSIG, *Die Familien- und Kirchengeschichtsschreibung der Mongolen*. I, 16.—18. Jahrhundert. Asiatische Forschungen Band 5. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1959. 206—111 S. Preis 60 DM.

Dieses an sich selbständige Werk bildet, wie ein Untertitel zeigt, den zweiten Teil der »Materialien zur mongolischen Literaturgeschichte« von Prof. Heissig. Der 1954 erschienene erste Teil brachte die Pekinger lamaistischen Blockdrucke. Inhaltlich ist ja die Geschichtsliteratur für uns sehr viel wichtiger, weil die lamaistische uns beinahe gänzlich in anderen Sprachen bekannt und leichter zugänglich ist.

Die mongolische geschichtliche Literatur ist gerade in den letzten Zeiten durch Veröffentlichung mehrerer wichtiger Werke beleuchtet worden. ПУЧКОВСКИЈ gibt in seinem Verzeichnis der Leningrader mongolischen Handschriften und Xylographen den Inhalt der wichtigsten Chroniken, und die klassische Beschreibung einiger älteren mongolischen Geschichtsbücher von ŽAMCARANO ist neulich von Löwenthal in englischer Sprache herausgegeben worden. Ferner sind mehrere Chroniken in den letzten Jahren als kritische oder phototypische Editionen erschienen: *Altan Tobči* (hrsgeg. von Bawden), *Borjigid oboγ-un teūke* (hg. von Bawden und Heissig), *Altan Kürdün Mingyan Gegesütü Bičig* (hg. von Heissig), *Altan Tobči* und *Sayang Sečen's Erdeni-yin Tobči* (von Mostaert und Cleaves). Die von Haenisch schon in den dreissiger Jahren herausgegebene »Geheime Geschichte« hat eine ganze Literatur hervorgerufen; neulich ist von ihm wieder eine wichtige Sayang Sečen-Handschrift sowie der K'ien-lung Blockdruck desselben Werkes herausgegeben worden.

Wie in der obigen Anzeige angedeutet wird, ist das Werk nicht durchgehend paginiert. Die eigentliche Darstellung des Verfassers umfasst die erste Paginierung, in der zweiten werden drei einzigartige historische Handschriften photographisch wiedergegeben: I *Arban buyantu nom-un čayan teūke* (S. 2—25), (das Original in der Staatsbibliothek in Ulanbator), II *Čiqula kereglegči tegüs udqatu neretü šastir* (S. 28—83), (das Original in Coll. Schilling von Cannstadt, Bibl. de l'Institut, Paris), III *Činggis-un teūke. Dalai blama-yin nomlaysan jalayus-un qurim* (S. 86—111), (das Original in der mongolischen Staatsbibliothek).

Die Bemühungen des Verfassers, möglichst genaue Inhaltsangaben von den behandelten Werken zu geben oder sie herauszugeben, sind besonders lobenswert. Ohne Kenntnis des äusserst schwer zugänglichen Materials würde jede literarhistorische Darstellung bzw. Untersuchung dem Leser mehr oder weniger ephemär bleiben.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit einer Einleitung, worin die

Entstehungsmotive und die geographischen Schwerpunkte der mongolischen Geschichtsliteratur behandelt werden.¹

Schon hier sind die kurzen Hinweise auf die Quellenbezüge der bekannten mongolischen Geschichtswerke wichtig, ein Problemenkomplex, der natürlich beim Besprechen der einzelnen Werke eingehender behandelt wird. Diese schwierige und weit verzweigte Untersuchung muss sich in Zukunft auch auf die muslimische und chinesische Geschichtsschreibung erstrecken.

Einige Bemerkungen, zu denen das inhaltsreiche Werk Anlass gibt:

S. 31. Eigentümlich und vielleicht für die Feststellung der Quellenbezüge nicht belanglos ist die in mehreren Chroniken vorkommende Schreibung *Külüg* des Namens *Güyüg*.

S. 38. Der Sanskritname des Übersetzers scheint am ehesten als *Matibhadra sāgaraśribhadra* zu restituieren zu sein.

S. 39, Fn. 5. Die von mir in JSFOu 57 (1954) 4, S. 7 ausgesprochene Vermutung, dass die kalmückische Handschrift des *Nomon yarqoi todorxoi toli* in der Ramstedt-Sammlung das von Ramstedt in seinen Memoiren erwähnte Werk zur Geschichte der Kalmücken wäre, ist grundlos, wie auch der Verfasser feststellt. Von Prof. G. N. Roerich habe ich neulich erfahren, dass laut Angaben der Tienschan-Torguten in den zwanziger Jahren das Manuskript, das Ramstedt vom Fürsten Bayar bekam, »Xatiyin töüke« o.ä. hieß. Es ist sehr zu bedauern, dass eben diese Handschrift verschwunden ist.

S. 44, Fn. 4. Die Schreibung *tenggel* statt *tengsel* scheint auch in gewissen Pañcarakṣā-Kolophonen vorzukommen.

S. 51. Ich möchte *ayayqa tegimlig* im Altan Tobči-Kolophon lieber mit »der Verehrungswürdige« wiedergeben.

S. 73. *yisün öngge*: vgl. die *jegün yar dörben oyirad tabun öngge ulus* in Nr. 111 bei Pučkovskij S. 146, *tabun öngge* auch in Sira tuji und AKMG (S. 88, 90, 145), sowie das in MNT 245 erwähnte *yesün kele-ten irgen*. Die Stelle ist übrigens recht interessant, es begegnen uns ja hier die Amazonen, die Kynokefaloi und die Einbeiner, die wir alle auch aus der klassischen Literatur seit Herodot kennen (vgl. ferner S. 148).

S. 74 und 75 Fn. 2. Wie ist der Namensform *Kiyud*, S. 110 *Kiyud* neben MNT 67 *Kiyan*, 63 *Kiyat* zu erklären? Altan Tobči scheint *Kiwat* (Cleaves-Mostaert) bzw. *Kiyud* (Bawden) zu schreiben, chinesische Quellen *K'i-wo-wen*, dass nach Haenisch von K'ien-lung in *K'io-t'i* verbessert wurde.

¹ Neue Nachrichten über das heutige mongolische Bibliotheks- und Archivwesen enthalten u.a. die 1959 im Tomus I der »Studia Mongolica Instituti Linguae et Litterarum Comitetti Scientiarum et Educationis Altae Reipublicae Populi Mongoli« herausgegebenen »Töbed-mongγol dokiyan-u bičig tegübüri neres-ün tuqai« von Dorji (Fasc. 2), »Collection of Mongolian manuscripts from the private library of His Holiness Jebtsundamba Khutuktu in the State Public Library« von Jadamba (Fasc. 6), »Ulsyn niitiin nomyn sangiin anagaah uhaany mongol bičmeliin garčig« von Zambaa (Fasc. 9), »Buriad modun bar-un nom-un tabun yarčiy« von Čoijsüren (Fasc. 16), »Mongγol alban bičig-un ulamjilal« von Čebele (Fasc. 22), »Mongγolčud-un töbed kele-ber jokiyaysan jokiyal-un jüyil« von Gombojab (Fasc. 28). In der oiratischen Sammlung der mongolischen Staatsbibliothek sind folgende historische Werke enthalten: »Gandan jüügi-yin touji ergiküi kem je aci tusa-luya xamtu tobčilon xuraksan erdeni eriken neretü«, »Sutu bokdo Činggis xāni tuuji kemėkü sudur«, »Bui-don čoying-čong«, »Nomiyn xān conkapayin tuuji orolyo kemėkü«.

S. 99. Den hier angeführten Sayang Sečen-Ausgaben ist noch die neulich erschienene Facsimile-Ausgabe des K'ien-lung-Druckes von Haenisch zuzufügen (vgl. S. 110).

S. 113. In *Sovremennaja Mongolija* 1959, Nr. 10, S. 33 erwähnt E. Ojun eine mongolische Übersetzung des Yüan-shih von Danda, mit dem Namen *Yuan ulus-un sudur*, deren Handschrift sich in der Staatsbibliothek zu Ulanbator befinden soll. Die Bibliographie des »Bügd Nairamdax Mongol Ard Ulsyn tüüx« (Ulaanbaatar 1955) zeigt, dass diese Übersetzung aus 210 Heften besteht. Sie erwähnt daneben auch eine handschriftliche Übersetzung *Dai-yuan ulus-un sudur* in 15 Heften. Das Buch enthält übrigens eine kurze Skizze der mongolischen Historiographie.

S. 120 Fn. 7. Meine Ansicht, dass die Druckblöcke älter als das 1686 datierte Kolophon sind, beruht darauf, dass das Kolophon ganz offenbar nicht mit demselben Block wie der übrige Text der letzten Seite gedruckt worden ist, wie die von mir in *Ethnos* 1950 S. 3 veröffentlichte Photographie deutlich zeigt. Ähnlich ist ein zusätzliches Datierungskolophon am letzten Block des »Üligerün dalai« der Ramstedt-Sammlung in Helsinki festzustellen.

S. 151. *qoyaduyar* statt *qoriduyar* dürfte nur auf einer nachlässigen Schreibung beruhen. Rinčen vermutet, dass der eigentümliche Ortsname *Čečerlig* statt *čēčeglig* auch auf eine ungenaue Schreibart zurückzuführen ist.

S. 154. Die Jahreszahl 1771 ist wohl ein Druckfehler statt 1671?

S. 183. *Maqaruda: Maqakroda* < sanskr. *Mahākrodha* zu lesen?

S. 193. Die Erzählung des Altan Nabčitu Teüke über die Entstehung des Unterschiedes zwischen den Geschlechtern hat auch anderswo, z.B. in der biblischen Sünderfallerzählung, Anknüpfungspunkte.

S. 194. Bei tib. *goñ-kar* wird auf Pučkovskij S. 41 hingewiesen. P. schreibt aber *koñ-kar*. Falls die mongolische Schreibung *Güngger* auf eine Galik-Schreibart zurückgeht, könnte sie wohl als **Kongkar* gelesen werden.

Es gibt im Werke einige Druckfehler, die vielleicht in den transskribierten Sanskritwörtern am zahlreichsten sind. Etwas verwirrend ist die fehlerhafte Numerierung der Fussnoten S. 148. Im allgemeinen dürften sie aber harmlos sein.

Die Geschichtsschreibung der Mongolen scheint überall mit der Genealogie von Činggis Khan zu beginnen. Ich finde es eigentümlich, dass man nirgends Erinnerungen von älteren, wirklichen geschichtlichen Ereignissen bewahrt hat. Es ist, als ob die Reiche der Kitanen und Žurčen, Uiguren und Türken, geschweige das der Hunnen, ohne eine Spur in dem Gedächtnis der Mongolen zurückzulassen, vorbeigegangen wären. Was die Chroniken vor der Činggis-Genealogie zu erzählen wissen, ist lamaistische Erdichtung, oft folkloristisches Gemeingut, wie z.B. die Aussetzung des angeblichen Urahns der tibetischen Könige, des Sohnes des indischen Königs Sarba, auf dem Ganges-Fluss: entsprechendes wird ja z.B. von Sargon I und Moses erzählt.

Die Darstellung der mongolischen Geschichtsschreibung von Prof. HEISSIG wird, sobald der zweite Band erschienen ist, bleibenden Wert für die mongolistische Forschung haben. Ein erschöpfendes Register wird hoffentlich dem zweiten Band beigelegt werden. Wenigstens der Unterzeichnete hat sich über sein Fehlen schon manchmal ärgern müssen.

BRUNHILD KÖRNER, *Die religiöse Welt der Bäuerin in Nordchina*. Reports from the Scientific Expedition to the North-Western Provinces of China under the Leadership of Dr Sven Hedin. VIII. Ethnography 8. (= Publication 43). Statens Etnografiska Museum. Stockholm 1959. 86 S., XII Tafeln.

Es gibt in den Sozialwissenschaften ein Forschungsgebiet, das von allgemeiner Wichtigkeit ist, trotzdem aber wenig Beachtung gefunden hat: die Sonderstellung der Frau in der menschlichen Gesellschaft verschiedener Kulturen und Zeiten. Die Wissenschaftler sind bisher in zu grossem Masse Männer gewesen, und darum sind wichtige besondere Züge der anderen Sozialgruppe ihnen verborgen geblieben.

Die Verfasserin unseres interessanten und inhaltsreichen Buches ist in der glücklichen Lage gewesen, dass sie das Vertrauen der Frauen einer chinesischen Dorfgemeinde nahe bei Peking gewann. (siehe ihren eigenen Bericht S. 1) und somit wichtige ethnologisch-religiöse Erscheinungen aus geringer Distanz untersuchen konnte. Der chinesischen Sprache mächtig (als Tochter F.D. Lessings), war Frau Körner imstande, an dem täglichen Leben der Dorfgemeinschaft teilzunehmen. Was sie beobachtete, beschreibt sie in einfachem, klaren Stil.

Nach einer kurzen Beschreibung des traditionellen Bauernhauses der betreffenden Gegend stellt die Verfasserin die häuslichen Zeremonien der Bauernfrau von Verlobung und Hochzeit über Schwangerschaft und Entbindung und damit verbundenen Riten und Vorstellungen bis zum Sterben und Kult der Toten dar. Die persönlichen und die Götterfeste in der Familie werden auch in dem ersten Teil des Buches beschrieben.

Der zweite Teil ist den allgemeinen religiösen Vorstellungen gewidmet. Uns begegnen die kosmischen Prinzipien Yin und Yang, die Götterwelt, Höllen und Dämonen, die Heilungsmagie. Man kann sehen, wie überall taoistische und buddhistische Vorstellungen miteinander und mit uralten animistischen Elementen verflochten sind. Manchmal klingen magische Behandlungsweisen recht verständlich, z.B. S. 67: »Wenn eine Wöchnerin z.B. keine Milch hat, dann trinkt sie eine Brühe von Schweinepfoten, Eiern und Nudeln. Auf den Vorderpfoten des chinesischen Schweins befinden sich sieben kleine Warzen, welche als zusätzliche Zitzen des fruchtbaren Tieres gedeutet werden. Eine Sau gilt als vorbildliches Muttertier. Eier sind ein Symbol der Fruchtbarkeit und Nudeln das der Langlebigkeit. Diese drei Symbole sollen den Körper anregen, sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen und seine Funktionen zu erfüllen»; offenbar eine wirksame psycho-somatische Kur! Gewisse Gebräuche kommen den entsprechenden Orakel-Verfahren europäischer Völker nahe: »Mädchen . . . stellen bei Vollmond eine Schale mit Tauwasser im Hofe auf, opfern dem Mondalten Weihrauch und bitten ihn, sie das Spiegelbild des Zukünftigen in der Schale erblicken zu lassen» (S. 69).

Das Buch ist mit Zeichnungen und mit aus chinesischen Werken entnommenen Originalbildern reich illustriert. Dazu kommen noch die zwölf Tafeln mit ausgezeichneten Photographien. Alle Illustrationen werden in einem Bilderverzeichnis eingehend erklärt. Die zahlreichen chinesischen »technischen« Ausdrücke sind in einem Index mit den entsprechenden Schriftzeichen registriert.

Die Verfasserin hat in allgemeinen auf eine historische und vergleichende

Behandlung der beschriebenen Erscheinungen verzichtet. Der detaillierte Sachindex (S. 74–77) macht das im Werke enthaltene Material für vergleichende Untersuchungen leicht verwendbar.

Der sachkundige Bericht von Frau Körner ist ohne Zweifel ein sehr verdienstvoller Beitrag zur chinesischen Ethnologie und Religionsgeschichte sowie auch für die Ethnologie der Frau im allgemeinen. Persönlich wäre ich besonders interessiert gewesen zu erfahren, inwieweit die Frauen der betreffenden Dorfgemeinschaft spezielle frauensprachliche Ausdrücke verwenden, die die Männer nie gebrauchen (vgl. W. GROOTAERS, *Quelques remarques concernant le langage des femmes*, *Orbis* 1 (1952), S. 82–83): diese Erscheinung, die jedoch tief mit magischen Anschauungen verbunden ist, wird von der Verfasserin nicht behandelt.

Die zur Zeit in China stattfindenden gewaltigen sozialen Umwälzungen mögen wie auch immer ausfallen, sicher dürfte es jedenfalls sein, dass manches von dem Alten nicht mehr lange weiterleben wird. Eben diese Tatsache macht uns die von Frau Körner gebotenen Materialien doppelt wertvoll.

PENTTI AALTO

ANNEMARIE VON GABAIN, *Türkische Turfantexte X. Das Avadāna des Dämons Aṭavaka*. Bearbeitet von TADEUSZ KOWALSKI †. (Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst. Jahrgang 1958, Nr. 1). Akademie-Verlag, Berlin 1959. 60 S., Preis DM 13:—.

Die innerasiatischen Literaturfunde haben unsere Kenntnis der buddhistischen Literatur sehr erweitert. Ihnen verdanken wir auch manche einzigartigen Sanskrit-Werke. Unter den dort gefundenen Texten, die aus dem Sanskrit in andere Sprachen übersetzt worden sind, begegnen uns sehr oft solche, deren Sanskrit-Vorlage uns unbekannt ist und in den meisten Fällen auch unbekannt bleiben dürfte.

Das zu besprechende Heft X der türkischen Turfan-Texte enthält zwei längere, fragmentarische aber jedoch verhältnismässig gut erhaltene buddhistische Erzählungen, die in anderen Quellen nicht belegt zu sein scheinen und dabei manche interessante Einzelheiten, die aus der übrigen buddhistischen Literatur nicht bekannt sind, enthalten.

S. 6 f. berichtet die Herausgeberin über unsere bisherigen Kenntnisse vom Yakṣa *Aṭavaka*. Dieser Name kommt auch in dem grossen Yakṣa-Katalog der *Mahāmayūri* (Vers 15) vor, und zwar als Yakṣa der Stadt *Aṭavi*. Nach LÉVI (JA 1915, S. 63) gab es im SSO von Śrāvastī eine Stadt *Aṭavī*, die von einem General des Königs Bimbisāra an der Stelle gegründet wurde, wo er eine grosse Räuberschar vernichtet hatte, in dem grossen Walde zwischen den Königreichen von Kośala und Magadha. Da in der uigurischen Version der *Aṭavaka-avadāna* eben Bimbisāra als Herrscher des Landes erwähnt wird, dürfte es nicht ausgeschlossen sein, dass die Erzählung mit dem Yakṣa von *Aṭavī* zusammenhängt. Ist es übrigens unmöglich, den Ortsnamen, den GABAIN mit einem Fragezeichen als *Andayagri* liest als **Aṭavakī* zu lesen (vgl. Edgerton S. 91 *Aṭavikā* 'eine Stadt in Magadha')?

Die zweite Erzählung des Fragmentes, die von der jungen Schönheit *Mamika*,

die sich zur Zeit von Ajātaśatru abspielt, dürfte zwar aus derselben Sammlung stammen, kaum aber eine unmittelbare Fortsetzung der ersteren sein.

Die Texte sowie die von den gelehrten Bearbeitern gegebenen Erklärungen geben Anlass zu zahlreichen Gedanken. Ich will mich im folgenden auf einige Einzelbemerkungen beschränken:

S. 10—11: die Sanskritausdrücke *daśabala* 'der mit 10 Kräften ausgestattet' (= *on küë-lüg*) und *daśabalāni* 'die 10 Kräfte' sind verwechselt. Ein Buddha hat 10 *bala*, ein Bodhisattva 10 *vaśita* (vgl. Edg. S. 397 und 437 f.).

S. 21: die Buddhanamen kommen nicht unter den 1 000 der Bhadrakalpika-Sūtra vor. Mehrere sind auch bei Edgerton und also in der bis jetzt erschlossenen Literatur unbelegt.

S. 30: *at kuu* 'Name und Ruhm' entspricht vollkommen der häufigen mongolischen Verbindung *nere aldar* bzw. *aldar nere*: welche Sprache ist die Vorlage für die beiden?

S. 37: Edg. S. 430 kennt *Māmakī* 'name of a Buddhist goddess'; in Pāli bedeutet *māmaka* 'devoted, loving'. Ist unsere Erzählung vielleicht eine Episode des Werdegangs der Göttin *Māmakī*?

S. 56: *anuruti* = *Anuruddha* scheint bisher nur als Name eines Schülers von Buddha belegt zu sein. Formen mit *Anu-* und *Ani-* kommen dabei nebeneinander vor, Pāli hat *Anu-*; *-i* im Auslaut beruht hier wie auch in den übrigen Entlehnungen aus dem Sanskrit auf der toch. A Zwischenstufe *-e* (?).

S. 57: es ist recht eigentümlich, zwei so voneinander abweichende Formen wie *gratakuti* und *grdakul* desselben Lehnwortes einander so nahe belegt zu finden. Man könnte z.B. vermuten, dass der Text aus einer dritten Sprache ins Uigurische übersetzt wurde, wobei die Formen der Vorlage nur teilweise durch die im Uigurischen normalen ersetzt wurden(?).

Ein Yakṣa *Gardabha* scheint bisher unbelegt zu sein. Der obenerwähnte Yakṣa-Katalog (Vers 37) kennt einen *Gardabhaka* in Mathurā.

Sansk. *kalmāṣapāda* zu lesen.

Der Dental in *madar* < toch. A *matar* (auch mongolisch *matar*) < skr. *makara* scheint unerklärt zu sein. Kann man an eine fehlerhafte Restituierung einer lautgesetzlichen Prakritform *maara* denken?

mantarak: nach Edg. S. 419 sollte man buddh. sanskr. *māndāraka* lesen.

S. 58: *sadu*: sanskr. *sādhu* (buddh. Prakrit *sadhu*) zu lesen (vgl. Edg. S. 590); die Form *sadu* kommt, wohl aus dem Uigurischen entlehnt, im Mongolischen vor.

subigi n.pr.m. < skr. *subhaga* 'having a blessed lot, highly favored, fortunate, happy, beloved, lovely etc.'(?).

Unsere Dankbarkeit für diese schöne Veröffentlichung kann den ersten Bearbeiter, Tadeusz Kowalski leider nicht mehr erreichen.

PENTTI AALTO

NIKOLAUS POPPE, *Vergleichende Grammatik der altaischen Sprachen* Teil 1.

Vergleichende Lautlehre. (Porta Linguarum Orientalium, Neue Serie IV).

Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1960. XI — 188 S. DM 26, —.

Schon 1895 versuchte J. Grunzel eine vergleichende Grammatik der sog. altaischen Sprachen zu verfassen. Für ein ähnliches Unternehmen fehlten aber damals noch beinahe alle notwendigen Vorarbeiten, die erst während der fol-

genden Jahrzehnte geleistet wurden, und darum hatte er schon im Voraus recht wenig Möglichkeit, Erfolg zu haben. Der Sprachvergleich auf dem altaistischen Gebiet begrenzte sich noch lange danach auf eine Zusammenstellung des Türkischen mit dem Mongolischen. In diesem Sinne begann auch G. J. Ramstedt seine vergleichenden Studien, der dann um das Ende des ersten Weltkrieges ein Bändchen über die »altaische Sprachwissenschaft« in der Sammlung Göschen herausgeben sollte. Seine Mission in Japan sowie sein Interesse für das Koreanische, das er auch zu der altaischen Sprachgruppe rechnen wollte, verschob aber seine Pläne, sodass seine »Einführung in die altaische Sprachwissenschaft« erst einige Jahre nach seinem Tode und zwar von einer anderen Hand bearbeitet, erscheinen konnte (MSFOu 104: 1—2, Helsinki 1952—57).

Ramstedts Darstellung der vergleichenden altaischen Lautlehre ist in dem zu besprechenden Handbuch von dem Verfasser, dem ohne Zweifel besten Kenner der Altaistik, aufs neue gesichtet, erweitert und mit zahlreichen neuen Einzelergebnissen und persönlichen Beobachtungen bereichert worden. Besonders wichtig und lehrreich finde ich u.a. die Behandlung der langen Vokale, des Vokalismus der nicht-ersten Silben, des Vokalschwundes und der Konsonantengruppen und des Akzentes. Alle diese Fragen sind bei Ramstedt entweder ungenügend oder gar nicht behandelt. Der Verfasser folgt der Methode Ramstedts darin, dass er recht selten bei Einzelheiten Literaturhinweise gibt und beinahe gänzlich auf jede Polemik verzichtet.

Viel wichtiger ist aber natürlich, dass Poppe im grossen und ganzen die Ramstedtsche Theorie von der »Urverwandtschaft« der mongolischen, türkischen, und tungusischen Sprachen und des Koreanischen anerkennt. Das hier gebotene, gesichtete, kontrollierte und übersichtlich geordnete etymologische Material bestätigt mit Sicherheit die aufgestellten Lautgesetze. Die lautgeschichtlichen Eigentümlichkeiten jeder Sprachgruppe werden am Ende noch kurz zusammengefasst. Dabei äussert sich der Verfasser über die Stellung des Koreanischen (S. 153): »Wenn das Koreanische mehr als nur ein altaisches Substrat besitzt und wirklich eine altaische Sprache ist, so muss angenommen werden, dass es sich von der altaischen Ursprache ganz zuerst losgetrennt haben muss«. M. E. können die Urverwandtschaft und das Vorhandensein eines Substrates in Wirklichkeit kaum so scharf von einander unterschieden werden. Ist z.B. das Rumänische wirklich eine romanische Sprache oder besitzt es nur ein lateinisches Substrat? Und kann man auf Grund seiner Besonderheiten entscheiden, ob es sich früher als z.B. das Spanische vom Lateinischen losgetrennt hat? Kann man überhaupt im Koreanischen ein anderes »Ad-« bzw. »Superstratum« feststellen, als das der chinesischen Lehnbeziehungen, die neben dem Wortschatz auch die Phonetik und die Grammatik beeinflusst haben dürften? Betreffs des Japanischen möchte ich die Sachlage so auffassen, dass es dort auf (oder unter) einem altaischen Stratum ein nicht-altaisches, und dazu noch ein ainuisches und wahrscheinlich auch ein koreanisches Superstratum gibt. Das reiche von Hagenauer gesammelte Material, von den bedauerlicherweise soviel als fehlerhaft auszuschneiden ist, scheint eine wenigstens teilweise altaische Urverwandtschaft des Japanischen — wie Ramstedt sie schon vermutete — wahrscheinlich zu machen. Der »operationale« Wert einer ähnlichen fernen Verwandtschaft, wie es die der altaischen, der uralischen und der indogermanischen Sprachen zu sein scheint,

bleibt aber zur Zeit gering. Dagegen scheinen wir schon imstande zu sein, hinreichend sowohl lautgesetzliches als auch grammatikalisches Beweismaterial aufzutreiben, um gewisse Hauptzüge der Sprachgemeinschaft, deren Trümmer unsere historischen altaischen Sprachen sind, rekonstruieren zu können.

Die Reichhaltigkeit des Handbuches von Poppe würde zu beliebig vielen Betrachtungen Gelegenheit geben. Ich gestatte mir in diesem Zusammenhang nur einige:

S. 11: mo. *ojimosun* usw.: vgl. samojedisch kamass. *h'ama* 'Stiefel', in handschriftlichen Aufzeichnungen von Adelung und Fischer *peiimà* 'Beinschiene', samoj. jur. *pěma* 'Winterstiefel' (siehe ferner Joki S. 134 f.).

S. 44: mo. mmo. *awya* 'Kraft, Macht', tung. *awgara*, lam. *abgar*: ich habe an iranisches *aogah* ~ *aogar* 'Kraft, Stärke' gedacht.

S. 73: § 58: Ein ursprüngliches *-ŋ-* scheint auch in moL *kümün*, kalm. *kün* 'Mann, Mensch' und moL *keme-* 'sagen', mmo. *ke'e-* id., tü. *känjäs-* 'überlegen, sich beraten' vorauszusetzen zu sein.

S. 80: Markwart zitiert in UJb IX (1929) S. 89 ff. ausser dem von Poppe erwähnten *Ὀὐνονογῶροι* aus byzantinischen Quellen mehrere westtürkische Belege mit *-r-*, obgleich die atü. Inschriften in den entsprechenden Wörtern schon ein *-z-* aufweisen. Die türkische Entwicklung *r > z* wird auch durch solche in das Samojedische eingedrungenen Lehnwörter bestätigt, wie z.B. juraksamoj. *jur*, Tawgisamoj. *jir* '100' < urtü. **jür* > gtü. *jüz*, tschuw. *šar*. Eine Entwicklung *r > z* kommt daneben auch in mehreren anderen Sprachen vor, und zwar oft offenbar von der Frauensprache ausgehend. Nach Nyrop war eine ähnliche Aussprache des *r* im 15. Jhadt. unter den Pariser Frauen gang und gäbe (*pèze* statt *père* u.ä.), und sie hat ihre Spuren auch in der heutigen Gemeinsprache hinterlassen (*chaise* neben *chaire*). Brekke und Jespersen haben dieselbe Erscheinung bei den Osloer Frauen festgestellt. Nach Jespersen kommt auch das färöische *r* einem *z* sehr nahe. Der finnische Forscher Oscar Nordqvist, der mit Nordensköld durch die Nordostpassage segelte, scheint als erster festgestellt zu haben, dass die tschuktschischen Frauen z.B. *nidzak* '2' statt *nirak* der Männer aussprachen.

S. 116 Fn. 1: die »Brechung« im Mongolischen wird erwähnt, ich habe aber keine Erklärung des Terminus finden können. Ramstedt hat ihn der altnordischen Grammatik Noreens entnommen und in die Mongolistik eingeführt. Nach Noreen versteht man unter »Brechung« nur »die Entstehung eines parasitischen Vokals nach einem anderen durch den Einfluss eines in der nächsten Silbe folgenden Vokals«. Schon Ramstedt zählt aber darunter zahlreiche Fälle auf, in denen es sich nur um einen Umlaut handelt, weil von dem ursprünglichen *i* nichts erhalten bleibt: moL *nigen* > kalm. *neḡṇ* ~ kh. *neḡə*, u.ä. (gibt es übrigens andere Belege für den Umlaut bzw. die »Brechung« *i > e* als den Stamm des Zahlwortes 'eins'?).

Der am Ende folgende Wortindex macht es auch einem Benutzer der »Einführung« von Ramstedt leicht, bei jeder Einzelheit die Auffassung Poppes zu Rate zu ziehen. Der Wortindex des Ramstedtschen Werkes wird wahrscheinlich erst 1961 erscheinen. Zum Literaturverzeichnis möchte ich bemerken, dass das wichtige Werk von Räsänen in der Tat zwei voneinander abweichende Titel aufweist: auf dem Deckel liest man »Zur Lautgeschichte usw.«, auf dem Titelblatt aber »Materialien zur Lautgeschichte usw.«.

Vergleicht man das Handbuch Poppes z.B. mit Krahes neulich in der

Sammlung Göschen (Einleitung und Lautlehre, Bd. 59) erschienener Darstellung der indogermanischen Sprachwissenschaft, kann man m.E. mit Genugtuung feststellen, dass die Altaistik schon ebenso weit fortgeschritten ist wie ihre ältere Schwester — die Uralistik besitzt zur Zeit leider kein so handliches und reichhaltiges Hilfsmittel.

PENTTI AALTO

Bolor Erike, Mongolian Chronicle by *Rasipungsuγ*, ed. by FRANCIS WOODMAN CLEAVES, with a crit. intr. by ANTOINE MOSTAERT. (Harvard — Yenching Institute, Scripta Mongolica III) I—V. Cambridge, Mass. 1959. VII—384—366—388—466—435 S.

Der ausserordentliche Aufschwung unserer Kenntnisse der mongolischen Geschichtsliteratur, dessen man sich unter den allerletzten Jahren erfreut hat, wird jetzt durch diese grossartige Faksimile-Edition der wichtigen, 1775 vom Bayarin-Fürsten *Rasipungsuγ* verfassten Chronik gekrönt. Die gelehrten Herausgeber, deren Namen schon die Garantie für die höchste wissenschaftliche Stufe der Edition sind, geben uns nach einer kritischen und tiefgreifenden literarisch-historischen Einführung von Pater Mostaert, wo auch der Inhalt der Chronik kurz beschrieben wird, photographisch abgedruckt das sog. Manuskript A, kopiert um 1910 aus einem Original im Besitz von *toyin Rayba Jamsan* vom Üüsin-Banner der Ordos (I S. 37—III S. 294), das MS B, abgeschrieben 1910 aus dem Original im Besitz eines unbekanntenen Ordos-Mongolen (III S. 297—388), sowie die Typendruck-Edition, erschienen in Kalgan 1941 unter dem Titel *Rasipungsuγ-un Jokiγaysan Mongγol ulus-un teüke* (IV—V). Mit Hilfe der anderen vorhandenen Handschriften (siehe die Einführung, Vol. I S. 4 f.) wird es jetzt möglich sein, eine kritische Ausgabe dieses erst seit 1924 bekannten wichtigen Geschichtswerkes vorzubereiten.

PENTTI AALTO

MAU-TSAI LIU: *Die chinesischen Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken (T'u-küe)*. I. Buch: Texte, II. Buch: Anmerkungen, Anhänge, Index. (= Göttinger Asiatische Forschungen, Band 10.; Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1958; 831 S. mit Karte und Stammbaum der Herrscher der Ost-T'u-küe.)

Während seiner Tätigkeit als Lektor der chinesischen Sprache an der Georg-August-Universität, Göttingen, in den Jahren 1951—58 hat Dr. MAU-TSAI LIU, ermutigt von seinen derzeitigen Kollegen PETER OLBRICHT und OMELJAN PRITSAK, eine Zeit und Geduld erfordernde wichtige Arbeit vollendet, deren Ergebnisse jetzt in dem oben genannten stattlichen zweiteiligen Werk den Altaisten vor allem, aber auch den Forschern der asiatischen Geschichte und den Ethnologen zur Verfügung stehen.

EDOUARD CHAVANNES hatte zwar schon i.J. 1900 sein wichtiges Werk »Documents sur les Toukiue occidentaux« herausgegeben, aber die Forscher, die des Chinesischen nicht mächtig waren, blieben hinsichtlich der Geschichte der östlichen T'u-küe oder Ost-Türken weiterhin auf ganz zufällige und uneinheitliche Berichte angewiesen, oder sie mussten auf die hundert Jahre alte französische Übersetzung (JA 6./ III, IV, 1864) von S. JULIEN zurück-

greifen. Diese Arbeit ist jedoch unzuverlässig und basiert nicht einmal auf den ältesten Quellen, sondern geht auf die berühmte Enzyklopädie *Ku-kin t'u-shu-tsi-ch'eng* (v.J. 1725) zurück.

Das Werk Dr. LIU füllt somit für den abendländischen Asienforscher eine grosse Lücke aus. »Nach bestem Können vollständig und philologisch genau« hat der Verf. die in den chinesischen Werken des 6. bis 11. Jahrhunderts vorkommenden verstreuten Nachrichten über die Ost-Türken zusammengetragen und wortgetreu ins Deutsche übersetzt. — Die von den Ost-Türken erzählenden chinesischen Nachrichten stammen aus der Zeit der West-Wei (535—556), Nord-Chou (556—581), Sui (581—617), T'ang (618—906) und Wu-tai (oder der fünf Dynastien, 907—959), obgleich das Reich der Ost-Türken eigentlich nur bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts (759) bestand. Im Gegensatz zu JULIEN wählte LIU als Hauptquellen die offiziellen Geschichtswerke (*shu*) der verschiedenen Dynastien (*Chou-shu*, *Sui-shu*, *T'ang-shu* usw.). Danach hat er — weiter den Dynastien gemäss — die Nachrichten über die Ost-Türken aus den entsprechenden Kaiser-Annalen (*pen-ki*) aufgeführt. Und schliesslich folgen in jeder Dynastie-Abteilung die Nachrichten über die *T'u-küe* in den Biographien (*lie-chuan*). Die allerfrühesten Quellen, ungefähr vor dem Jahre 580, sind nicht besonders zahlreich, aber äusserst interessant (S. 5—39). Schon sie (*Chou-shu* 50, 1a—3a) enthalten u.a. das Märchen vom Ursprung des *t'u-küe* (= *türküt*, pl. von *türk*)-Volkes: die Abstammung der Ahnen der Türken von einer Wölfin (vgl. auch S. 460—461). In derselben Dynastiegeschichte wird auch (i.J. 553) z.B. von der Kleidung, den Waffen, der Wirtschaft und den Bestattungssitten der *T'u-küe* erzählt. — Aus der Zeit der Sui-Dynastie haben wir schon viel zahlreichere Berichte (S. 40—131) und aus der T'ang-Zeit dann die bei weitem meisten, u.a. einige kaiserliche Schreiben bezüglich der Ost-Türken.

Aber LIU hat sich nicht damit begnügt, die von ihm sorgfältig gesichteten Quellen nur genau ins Deutsche zu übersetzen, sondern er hat aus diesem Material auch gewisse zusammenfassende Schlussfolgerungen gezogen. In dem interessanten Überblick »*T'u-küe* und China« (S. 392—472) behandelt er die diplomatischen, militärischen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen den Chinesen und den »nördlichen Barbaren« *T'u-küe*. Das Verhältnis zu den Ost-Türken war den chinesischen Dynastien des 6.—8. Jahrhunderts geradezu lebenswichtig: »die Haltung der *T'u-küe* gefährdete gar die Existenz der Dynastien«, konstatiert LIU. Bezeichnend für die chinesische »Barbarenpolitik« z.B. in der T'ang-Zeit ist ein Ausspruch des Kaisers: »Wenn wir sie nicht mit Waffengewalt ausrotten können, bleibt uns nichts anderes übrig, als sie durch Heiratspolitik zu beschwichtigen!« Heiraten und Verlöbnisse zwischen dem chinesischen Kaiserhaus und den türkischen Kagänen waren deshalb ziemlich allgemein, aber diese konnten die Türken nicht daran hindern, Raubüberfälle bis in die zentralen Teile von China zu unternehmen. Besonders ausführlich sind auch die Ausführungen LIU über die militärischen Beziehungen zwischen China und den Ost-Türken. Er bringt u.a. eine Zusammenstellung aller Raubüberfälle aus den Jahren 542—764. — Zwar übten die Chinesen einen bedeutenden Einfluss auf die Kultur der Ost-Türken aus, die in Zelten wohnten und ihren Lebensunterhalt vorzugsweise durch Pferde- und Schafzucht sowie durch die Jagd, z.T. aber auch durch die Landwirtschaft erwarben; aber es gibt auch deutliche Beweise für Kultur-

strömungen in entgegengesetzter Richtung. U.a. weist die Musik der Chinesen Einflüsse der nördlichen Randvölker auf. Die ihrer Hochkultur überdrüssigen Chinesen ahmten zuweilen Bräuche der »gesunden Nomaden der Steppe« nach. LIU erzählt (S. 470): »Sogar der berühmte Dichter Po KÜ-1 (772—846) ahmte die Sitte der Turkvölker nach, indem er im kalten Winter ein Filzzelt in seinem Hof aufstellte, um es sich bei Ofenfeuer und Wein, mit oder ohne Gäste, gemächlich zu machen.»

Ausser diesem Überblick haben auch die zahlreichen, über 2 600 Anmerkungen des Verf. (S. 487—759) einen beträchtlichen wissenschaftlichen, namentlich sinologischen Wert. Einige von ihnen sind geradezu kleine Studien für sich, wie Nr. 1 001 (S. 621—629).

Noch brauchbarer für den Historiker und Ethnologen z.B. wäre diese interessante Arbeit gewesen, wenn ihr zusätzlich noch ein besonderes Sachregister angefügt wäre. Der Index der Personennamen, Ortsbezeichnungen, Stammesnamen, Titel und Ämter samt gewissen Fachausdrücken (S. 771—828) ist auch als solcher natürlich ausserordentlich wichtig. Er macht den Eindruck einer sorgfältigen Arbeit. (Zwar ist als besonderes Stichwort z.B. der Ortsname *Altai* nicht aufgeführt, sondern der Leser muss ihn bei dem entsprechenden chinesischen Wort: *Kin-schan* ausfindig zu machen wissen.) Das Literaturverzeichnis, vor allem der II. Teil, »Darstellungen« (S. 762—768) ist nicht vollständig; es fehlen u.a. viele bemerkenswerte Arbeiten, die in den Anmerkungen erwähnt werden.

Für weitere kleine Schönheitsfehler würde ich halten, dass der Verf. nicht immer eine Arbeit selbst zitiert, sondern deren Referat (s. z.B. S. 488, 492), und dass er nicht in genügendem Masse die in letzter Zeit in der Sowjetunion auf diesem Gebiet erschienene Literatur berücksichtigt hat, z.B. die archeologische und ethnologische. Nur die wichtige Arbeit von N. J. BIČURIN (aus dem Jahre 1950) findet Erwähnung, ebenso die Namen S. RUDENKO und A. GLUCHOV, die allerdings einer Arbeit von MASAO MORI entnommen sind. Überraschend sind auch die knappen Angaben über turkologische, vor allem die Inschriften betreffende Literatur sowohl im Verzeichnis als auch in den Anmerkungen. Aber das Werk ist schliesslich die Arbeit eines in den eigenen Quellen gut bewanderten chinesischen Sinologen. Der sinologische Teil wird in dem Buch besonders gründlich beleuchtet. Die Turkologen haben ihrerseits die Möglichkeit, die Darstellung LIUS zu ergänzen.

Eine Erwähnung der genannten Unvollkommenheiten setzt den Wert des Buches von Dr. LIU als eines willkommenen Quellenwerkes nicht herab, als einer Materialsammlung vor allem, auf die Wissenschaftler verschiedenster Fachrichtungen oft zurückgreifen werden.

AULIS J. JOKI

HENRY SERRUYS: *Sino-jürčed Relations during the Yung-Lo Period (1403—1424)*. (= Göttinger Asiatische Forschungen, Band 4.; Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1955; 118 S.)

Die heutige Mandschurei hat in der Geschichte Chinas wiederholt eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Sie ist die Heimat des Volksstammes, der die Chin-Dynastie (1115—1234) gründete, wie auch die Heimat des letzten chinesischen Kaiserhauses, der Ch'ing-Dynastie (1644—1911). In den ältesten Handschrif-

ten von Marco Polos Reisebeschreibung wird für die Gegend von Ussuri die Bezeichnung *Ciorcia* gebraucht, die den eigensprachlichen Namen der dortigen tungusischen Bewohner, mongolisch *džürčēn* (pl. *džürčēd*, u.a. nach *Yüan-ch'ao pi-shih*) nachzuahmen versucht.

Als die chinesische Ming-Dynastie im Jahre 1368 die mongolische oder Yüan-Dynastie stürzte, vermochte sie bald darauf ihre Macht vor allem in nordöstlicher Richtung, auf das Gebiet des *džürčēd*-Volkes, auszudehnen. Diese chinesisch-mandschurischen Beziehungen aus der Frühzeit der Ming-Dynastie, die der chinesischen Geschichtsforschung natürlich längst bekannt sind, werden in dem vorliegenden Werk von HENRY SERRUYS nun in einer abendländischen Sprache geschildert. Es muss allerdings daran erinnert werden, dass WADA SEI schon 1938 in der Publikationsreihe Mem. of the Research Dept. Toyo Bunko, 1. (S. 41—102) den grössten Teil der Texte auf englisch veröffentlichte, die SERRUYS hier benutzt und kommentiert hat.

Die Expansion der Ming-Dynastie ging durch die Gründung einer grossen Zahl von »commanderies« (chin. *wei*) vor sich. SERRUYS beschreibt den Charakter dieser *wei* sowie die chinesisch-džürčischen Beziehungen allgemein und schildert ziemlich ausführlich, wie die politische Machterweiterung der Chinesen nach Nordosten sich zwischen 1403 und 1424 entwickelte. Auch Korea strebte damals nach Einfluss auf die *džürčēd*-Stämme.

Mit *Yung-lo shih-lu* als Hauptquelle berichtet SERRUYS in erster Linie über die im erwähnten Zeitraum im *džürčēd*-Gebiet tätigen Oberkommandeure (*tu ssü*) und Kommandeure (*wei so*), von denen im ganzen 7 alte chinesische Quellen Verzeichnisse bringen. Bemerkenswert ist, dass die Ming-Dynastie Mongolen als Kommandeure der Nordost-Provinzen einsetzte. So verfuhr man bereits ganz zu Beginn der Dynastie, in der Hung-Wu-Periode (1368—1398), wie Serruys in seiner ausführlichen zweiten Untersuchung »The Mongols in China during the Hung-Wu-Period« (Columbia University), die auch i.J. 1955 erschien, dargelegt hat. Die besiegten Mongolen wurden also nicht aus China vertrieben, sondern auch weiterhin vor allem in die Armee eingesetzt, wo sie allmählich ins chinesische Volkstum aufgingen, wie es das Schicksal der barbarischen Eroberer Chinas immer gewesen ist.

Als besonders interessante Abschnitte in dem Werk von SERRUYS möchte ich die Kapitel »Jürčed or Mongols?« (S. 28—37) und »Why did the Jürčed submit?« (S. 42—58) hervorheben. Hier erweist sich der Verfasser als sehr vertraut nicht nur mit den chinesischen Quellen sondern auch mit der vergleichenden Mongolistik. Besonders auf dem Gebiet der chinesischen historischen Literatur aus dem 14. und 15. Jahrhundert ist er ein zuverlässiger Sachkenner, dessen Ergebnisse auch dem Sprachwissenschaftler, besonders dem Altaisten, interessante Anregungen geben.

A. J. J.

RUNDGREN, FRITHIOF: *Intensiv und Aspektkorrelation. Studien zur äthiopischen und akkadischen Verbalstambildung*. 331 S. Uppsala 1959. (= Uppsala Universitets Årsskrift 1959: 5).

Es ist immer sehr schwierig gewesen, das Wesen der semitischen Tempora — ob sie nun diesen Namen mit Recht tragen können oder nicht — allgemeingültig und ausreichend zu definieren. Besonders im Hebräischen ist der Ge-

brauch der »Tempora« für unser abendländisches Empfinden so befremdend und überraschend, dass es noch kaum eine hebräische Grammatik gibt, wo er zu allgemeiner Genugtuung beschrieben wäre, wengleich seit dem Erscheinen von Driver's *A treatise on the Uses of the Tenses in Hebrew* unleugbar grosse Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht worden sind. In noch grössere Schwierigkeiten gerät man, wenn man versucht, die Tempussysteme der verschiedenen semitischen Sprachen miteinander zu vergleichen und festzustellen, aus welchen Urformen und -Bedeutungen der jeweilige Gebrauch der Einzelsprachen sich entwickelt hat. Am beschwerlichsten ist es, dass sich einerseits das Akkadische in der Bildung und im Gebrauch der Formen radikal von den übrigen, sog. westsemitischen Sprachen abhebt und andererseits im Bereich des Westsemitischen das Äthiopische wiederum Besonderheiten besitzt, die wenigstens äusserlich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Akkadischen zu haben scheinen. In diesbezüglichen Untersuchungen hat man gewöhnlich entweder dem akkadischen oder dem westsemitischen System grössere Ursprünglichkeit zugesprochen, und zwar im allgemeinen je nachdem, ob der betreffende Forscher Spezialist in der Assyriologie oder in den westsemitischen Sprachen gewesen ist. So sind z.B. Barth, Bauer, Brockelmann, Cohen hauptsächlich von dem westsemitischen System ausgegangen, Knudtzon, Haupt, Landsberger, Goetze und von Soden dagegen von dem akkadischen. Dabei haben die letztgenannten das äthiopische Impf. Ind. *yenagger* mit dem akkadischen Präsens *iparras* für identisch erklärt und demzufolge für ursemitisch, wogegen die ersteren eingewendet haben, die beiden Formen seien lautgesetzlich nicht vereinbar und daher in den beiden Gebieten Neubildungen.

Den letzten Beitrag zu dieser langwierigen Diskussion bringt nun Frithiof Rundgren in dem vorliegenden Werke. Der Verfasser hatte schon in seiner Dissertation »Ueber Bildungen mit *s-* und *n-t-* Demonstrativen im Semitischen« Uppsala 1955 diese Fragen gestreift und war dabei energisch für die Ansichten der »Westsemitisten« eingetreten. Dies hat heftigen Widerspruch seitens der Assyriologen hervorgerufen (von Soden *BiOr* 14 (1957) 204–208, Kienast *Or.N.S.* 26 (1957) 257–268; dazu bietet Rundgren für den Leser in dem vorliegenden Buche ausgewählte Stücke aus einem »Öffentlichen Gutachten« von Landsberger), wodurch sich der Verfasser nicht hat entmutigen lassen, sondern er ist erneut an die Frage herangegangen, z. Teil unter verändertem Gesichtspunkt.

Den Grundstein des Buches bildet eine Darlegung des *A s p e k t b e g r i f f e s*, worüber in der früheren Literatur eine ziemlich grosse Unklarheit und Verwirrung der Begriffe herrscht. Dabei lehnt sich der Verfasser hauptsächlich an Jacobsohn (*Gnomon* 2, 379 ff.) und Kuryłowicz (in verschiedenen Veröffentlichungen) an, während er sich in verdienstvoller Weise mit weiterer Literatur auf dem Gebiete der griechischen und slavischen Aspektlehre vertraut gemacht hat, auf die wir in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen können. Es lohnt sich, hier die Hauptthesen des Verfassers (S. 89) zu wiederholen: »1. Der reine Aspekt stellt eine subjektive Kategorie dar, die von der objektiven Kategorie der Aktionsart grundsätzlich zu trennen ist. 2. Der Aspekt muss innerhalb einer Korrelation studiert werden, die polar und zweigliedrig ist. 3. Der Aspekt soll auch als eine syntaktische Erscheinung beurteilt werden. 4. Ein Aspektproblem stellt immer *auch* ein Problem der inneren Form dar. 5. Der Aspekt ist als eine allgemeine Kategorie anzusprechen, die nicht aus-

schliesslich auf das Verbum beschränkt ist.» Interessant ist auch die folgende These (S. 24): »Die Kategorie des Aspekts ist nun ein für jedes Verbalsystem jeder beliebigen Sprache konstitutives Element, denn ohne aspektuell dimensionierte Abhebung ist die Entstehung der Tempora überhaupt nicht möglich.» Auch wird hervorgehoben, dass die Kategorie des Aspekts eben in den semitischen Sprachen, besonders im Althebräischen, in der reinsten Form hervortritt, und dass eben diese Sprachen für das Studium der Aspektkorrelation sehr geeignet sind, in noch grösserer Masse als z.B. die slavischen.

Da nun die Aspektkorrelation grundsätzlich polar und zweigliedrig ist, kann man z.B. nicht von einem dreistufigen System sprechen, wie es die Assyriologen gern für das Akkadische ansetzen und sogar für das Ursemitische postulieren wollen. Der Verfasser nimmt für das Ursemitische eine zweigliedrige Aspektkorrelation *Stativ: Fiens* an, wo der Stativ mit Suffixen (wie der akk. Stativ und das westsem. Pf.) flektiert wurde, das Fiens dagegen mit Präfixen (wie das akk. Präs., Prät. u. Pf. und das westsem. Impf. mit seinen »Modi«). Wir zitieren wieder eine Definition des Verf. (S. 35): »Der sem. Stativ ist als ein Nomen intransitiv-generell, das Fiens hingegen transitiv-spezifisch. Das Stativische ist *Ruhe, Sein*, das Fientische *Bewegung, Geschehen*. Der gemeinsemitischen Verbalentwicklung liegt zugrunde die Korrelation *Stativ: Fiens*, wobei *qatal*, *damiq* prinzipiell als intransitiv-generell, *yaqtul* als transitiv-spezifisch anzusprechen ist. Daraus haben sich die Ausdrücke für den *konstativen* bzw. *kursiven* Aspekt entwickelt.»

Die urzeitliche reine Aspektkorrelation blieb demnach nicht unversehrt erhalten, sondern die Aspekte wurden allmählich in den Einzelsprachen auf verschiedene Weise *lokalisiert* und es entstanden Formen, die den »Tempora« näher stehen, ohne jedoch ihren Aspektwert zu verlieren. Im Akkadischen wurde der ursemitische Stativ gespalten, indem das aktive **paras* Präfixe erhielt und für den kursiven Aspekt in Anspruch genommen wurde, wodurch man das Präsens *iparras* erhielt. Gleichzeitig wirkten entweder die mit der Doppelung der mittleren Radikals gebildeten elativischen Basen (*ballut*) oder der Doppelungsstamm (= verbal-intensive Aktionsart) oder auch teilweise beide Faktoren dahingehend, dass das mittlere Radikal verdoppelt wurde, — der Verfasser ist letzten Endes nicht sicher, ob die Verdoppelung in dieser Form ursprünglich ist oder nicht. Der akkadische Stativ ist dabei in seiner Verwendung eingeschränkt geworden, und ausserhalb der eigentlichen Aspektkorrelation geblieben, während zwischen *iprus* (konstativ) und *iparras* (kursiv) sekundär eine neue Aspektkorrelation entstand. Dem akkadischen Perfekt widmet der Verf. ein besonderes Kapitel, in dem die Form zunächst als ein Konjunktiv (im etymologischen Sinne, dient zur Verknüpfung mit dem vorhergehenden, Uebersetzung »und dabei«, wenngleich nicht im Sinne absoluter Gleichzeitigkeit) erklärt wird.

Umgekehrt wird im Westsemitischen das Fiens in *yaqtul* (konstativ) und *yaqtul-u* (kursiv) gespalten, wobei noch im Hebräischen der alte neutrisch-komplexe Stativ *qatal*, *qatil*, *qatul* einerseits und *wa-yaqtul* andererseits in der Funktion des konstativen Aspekts konkurrieren, jedoch so, dass *qatal* generell konstativ und *way-yiqtol* kursiv-fientisch-konstativ ist. In einem besonderen Kapitel weist der Verf. Fälle nach, in denen *qatal* als »Konjunktiv« (»und dabei«) fungiert. Im Arabischen und Aramäischen ist bekanntlich das Perfekt alleiniger Vertreter des konstativen Aspekts geworden; *yaqtulu* — *qatala* ist

demnach das Endergebnis einer langen Entwicklung. Das alte *yaqtul* ist durch *qatala* ersetzt und zu einem Modus geworden.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verf. den äthiopischen Formen und gibt einen langen Exkurs über mancherlei diesbezügliche Bildungen in verschiedenen äthiopischen Dialekten, über welche wir nicht imstande sind, ausführlicher zu sprechen. Den Ausgangspunkt bietet hier die Tatsache, dass im Äthiopischen (sowohl im Ge'ez als auch in noch grösserem Masse in den jüngeren Dialekten) der Doppelungsstamm bzw. (nach äthiologischer Terminologie) der Stamm I, 2 nicht mehr als funktionell derivierte Form existiert, d.h. wir haben z.B. im Ge'ez nur äusserst selten I, 1 und I, 2 nebeneinander, die Formen I, 2 sind vielmehr selbständige lexikalische Grössen.¹ Als nun infolge spezifisch äthiopischer Lautverschiebungen der Unterschied zwischen *yaqtulu* und *yaqtul* (beide: *yeqtel*; das *e* des Präfixes aus **yiqtal*) verloren ging, war eine Ersatzform für *yaqtulu* vonnöten, und zu diesem Zweck benutzte man eine aus dem I, 2 Stamm entlehnte Form *yeqattel* (< *yuqattil*). Für das Impf. Ind. des I, 2 Stammes musste man demzufolge zu einer Form *qaital* greifen, aus der man *yeqätel* schuf. Wegen der Tatsache, dass die Geminatio dem Stamm I, 1 von Hause aus fremd ist, fällt sie im Tigrīna vor einer offenen Silbe ganz ab: *yesäbber*, aber *yesäbrū* (eine sog. A-Geminatio), und kommt im Amh. gar nicht im Impf. vor. Der Verfasser benutzt für diese Erscheinung einen von Cohen entlehnten französischen Terminus *réemploi de l'intensif* oder kurz *réemploi*.

Die Entstehung der westsemitischen Form *yaqtul-u* behandelt der Verf. noch kurz in einem Nachtrag, wo sie zu dem akkadischen Subjunktiv mit *-u* in Beziehung gesetzt wird, s. näher auf S. 331.

Im Vorhergehenden haben wir versucht, eine kurze Zusammenfassung der Hauptergebnisse des Buches zu geben. Das war nicht ganz leicht, weil der Verfasser öfter dieselben Fragen in verschiedenen Zusammenhängen behandelt und sich mehrfach in weitschweifige Polemik gegen seine Vorgänger einlässt, wobei der Faden der Beweisführung oft verloren zu gehen droht. Wir können daher auch nicht hoffen, dass diese Zusammenfassung vollkommen ausreichend ist, sondern empfehlen am nachdrücklichsten eine Lektüre des Buches selber. Im übrigen wollen wir nur einige Randbemerkungen machen, die uns bedeutsam erscheinen.

1. Es ist immer noch daran festzuhalten, dass die reine und ursprüngliche Aspektkorrelation *Stativ — Fiens*, die der Verfasser für das Ursemitische postuliert, ganz hypothetisch ist. Auch findet sie der Verf. in keiner tatsächlich bezeugten sem. Sprache; für die westsemitischen Sprachen setzt er auch eine etwas andersartige Aspektkorrelation *Konstativ — Kursiv* an. Es ist grundsätzlich gewagt, aus dem Ursemitischen ein Idealsemitisch zu machen, wo die bei der späteren Entwicklung der Einzelsprachen vorhandenen Tendenzen in ursprünglicher Reinheit vorhanden gewesen wären. Wenn es einmal eine leidlich einheitliche ursemitische Sprache gegeben hat, war diese Sprache gewiss auch ein Abkomme einer früheren, uns in allen Einzelheiten unerreichbaren Sprache, in der auch allerlei Unregelmässigkeiten und Ueberbleibsel

¹ Rundgren wirft den Assyriologen vor, dass sie diese Tatsache nicht kennen. Von Soden ist sie gewiss nicht unbekannt, weil sie in dem von K. Deller verfertigten Skriptum von seinem Kolleg über vergleichende Grammatik vom J. 1955—56 vorkommt.

verschollener Formen vorhanden waren, die in Sprachen überhaupt aufzutreten pflegen. Wir sind daher nicht imstande, kategorische Aussagen über das Verbformensystem des Ursemitischen zu machen. Was wir tun können, ist, die Bausteine ausweisen, aus denen die späteren Sprachen ihr Formensystem aufbauten, und mehr oder weniger zutreffende Vermutungen über ihre ursprüngliche Funktion anstellen. Wenn es auch zutreffen mag, dass die Kategorie des Aspekts ein für das Verbalsystem jeder beliebigen Sprache konstitutives Element ist, so braucht ein Tempussystem nicht unbedingt aus einer Gegenüberstellung zweier formal verschiedenen Aspektformen entsprungen zu sein, sondern die Kategorie des Aspekts kann nur als eine richtunggebende Tendenz vorhanden gewesen sein. Z.B. die slavischen Aspekte sind ja nicht ursprünglich, sondern Ergebnis einer Entwicklung!

2. Es fällt dem Rezensenten besonders schwer, sich einen ursemitischen Stativ vorzustellen, der weder mit dem akkadischen Stativ identisch war, noch sich mit dem späteren westsemitischen Perfekt, dem sog. konstativen Aspekt, deckte. Vielleicht steht er dabei zu sehr im Bann des Akkadischen, wo der Stativ ganz objektiv einen Zustand bezeichnet, und deshalb bei einem transitiv-fientischen Verbum nicht in aktiverischer Bedeutung vorhanden sein kann. Das Ergebnis einer Handlung kommt ja zwangsläufig am Objekt zum Ausdruck, daher haben wir aus *dākkum* »löt« den Stativ *dik* »er ist getötet«; ein **qatal* »er ist Mörder« ist dem Akkadischen völlig fremd, weil der Umstand, dass einer getötet hat, den Vollzieher der Handlung in keinen besonderen Zustand versetzt. Nur *šabātum*, »packen«, *našūm* »aufheben«, *leqūm* »nehmen« u.ä. Verben können auch einen aktiven Stativ bilden, wenn ausgedrückt werden soll, dass einer etwas dauernd festhält, mit sich trägt oder besitzt. Die grösste Schwierigkeit hierbei ist, dass man sich ein Nomen **qatal* »getötet habend« als Basis des ursemitischen Stativs vorstellen müsste, weil der Stativ anerkanntermassen aus einem Nomen gebildet wird. Auf diese Schwierigkeit hat schon Landsberger OLZ 29 (1926) Sp. 971³ hingewiesen, und es wäre tatsächlich sonderbar, wenn ein solches Nomen vor der Verbalform existiert hätte. Wir haben hier das heikle Problem, ob das Ei oder die Henne zuerst da war!

3. Der Verfasser hat darin recht, wenn er das akkadische Präsens und das westsemitische Perfekt in eine gewisse Beziehung miteinander setzt, d.h. die Barthsche Gleichung gewissermassen gelten lässt. Es ist nämlich gewiss kein Zufall, dass die grosse Gruppe transitiver Verben, die im Akkadischen hinsichtlich der Präsensbildung zur sogenannten Ablautsklasse gehören (*iparras* — *iprus*) im Westsemitischen etymologische Entsprechungen besitzt, die im Pf. *a* und im Impf. *u* haben, z.B. *ktm*, *ntr*, *škn*, *šlp*, *tbh*, *'hd*, *'kl* u.a.m., vgl. auch *illak* — *illik* und *hālak* — *yēlēk*, *uššab* — *ušib* und *yāšab* — *yēšēb*. Die anderen akkadischen Präsensklassen haben aber nicht ebenso vollständige Parallelen: dem Typus *ipaqqid* — *ipqid* entspricht *jaqada* — *yaḡqidu* (vgl. noch z.B. *qbr*, *kbs*, *ksm*, *nt/dn*, *dmd*, *rbā*, *rps*) und dem Typus *izammur* — *izmur* entspricht *zamara* — *yazmuru*. Bei den Zustandsverben endlich sind die Parallelen ganz anders zu suchen: die westsemitischen Perfektformen wie *ḥazina* und *ḥasuna* entsprechen wohl akkadischen Stativen wie *salim* und *maruṣ*, und das Westsem. *a*-Imperfektum der Verben mit *i*-Perfekt ist im Akkadischen nur in Resten vorhanden: (*iqrab*, jünger *iqrib*), dazu *iplah*, *īnah*, *ībal*, *ipšah*. Jetzt fällt es auf, dass die akkadische Präsensbildung transitiver Verben variiert,

während die westsemitischen Sprachen im Pf. meist das einheitliche *qatal* haben; wir möchten daher glauben, dass im akkadischen Präsens ein älteres System in Erscheinung tritt, als im westsemitischen Perfekt. Jedenfalls kann das nach Bedeutungsklassen variierende akkadische Präsens nicht bloss als Ergebnis eines *réemploi de l'intensif* betrachtet werden, was Rundgren freilich auch nicht tut.

4. Kann man nun aber mit dem Verfasser behaupten, dass ein präfigierendes Präsens mit dem Präfix *ya-* nicht ursemitisch sein kann, weil in ähnlicher Stellung das *ya-* zu *yu-* werden musste? Auch dies beruht völlig darauf, was man glauben will und was nicht. Der Vokal *u* in Präfixen scheint im Akkadischen und Arabischen ein für den Doppelungs- und Kausativstamm konstitutives Element zu sein; wie er entstanden ist, kann man kaum definitiv erklären. Der Begriff des Stufenwechsels ist *ad hoc* aus der indogermanischen Grammatik geholt. Wie erklärt der Verf. den Umstand, dass z.B. im Ugaritischen die Präfixe des D-Stammes *a* zu haben scheinen? Nebenbei gesagt, es scheint mir, dass andererseits eben dieser Umstand entschieden gegen das Vorhandensein eines Präsens *yaqatal* im Ugaritischen spricht, weil die Form dann dem D-Stamm allzu ähnlich gewesen wäre!

5. Der Titel des Buches heisst »Intensiv und Aspektkorrelation«. Wir hätten daher vielleicht noch eine tiefer gehende Untersuchung über die Grundbedeutung und Entwicklung des sog. Doppelungsstammes, den der Verfasser lieber »Intensiv« nennt, erwartet. Der Verfasser geht ziemlich gleichgültig an der Tatsache vorbei, dass die am unmittelbarsten fassbare Bedeutung des Doppelungsstammes besonders im Akkadischen, aber auch in anderen semitischen Sprachen (das Äthiopische ausgenommen) die sog. faktitive ist, d.h. mittels dieses Stammes werden aus Intransitiven Transitive gebildet. Bei transitiven Verben scheint die Bedeutung gewissermassen gesteigert zu werden, indem man den Doppelungsstamm z.B. gern von einer Tätigkeit an mehreren Objekten verwendet. Für die Frage, wie die intensive Aktionsart (nach der Terminologie des Verf.) sich zu einer faktitiven Bedeutung entwickeln kann, verweist der Verf. auf Christian, Anal. Or. 12, 41 ohne näher darauf einzugehen. Wir glauben umgekehrt, dass die faktitive Bedeutung beim Doppelungsstamm die ursprüngliche ist und dass die intensivische oder gar die elativische sich daraus entwickelt hat, z.B. aus *damiq* »ist gut« zunächst *udammiq* »er hat gut gemacht« und erst daraus *dammuq*, *dummuq* »gut gemacht, verbessert, besonders gut«. Wenn wir aber in diese Richtung hin denken, verlieren die Theorien Rundgrens über die Bildung des Präsens ihren Boden. Vielleicht könnte man auch denken, dass »elativische Basen« und Verbaladjektive des Doppelungsstammes zwei ursprünglich verschiedene Dinge sind, die später zusammenfallen. — Auch bei der Zuweisung der faktitiven Bedeutung zu dem Doppelungsstamm ist das Akkadische am folgerichtigsten; die übrigen Sprachen bieten dagegen in gesteigertem Masse kausative Stämme neben den faktitiven, bis zuletzt im Äthiopischen, wie der Verf. erneut hervorgehoben hat, der Doppelungsstamm seine Funktion so gut wie vollständig dem Kausativstamme übergeben hat, namentlich auch, wenn es gilt, aus Intransitiven Transitive zu bilden. Eine flüchtige Durchmusterung des Glossars in Dillmans Chrestomathia Aethiopica hat im Ge'ez nur die folgenden faktitiven Fälle aufgezeigt: *ahhara* »retardavit«, *ammara* »monstravit«, *wallaḥa* »mutavit«, *zakkara* »in memoriam revocavit«, *garrama* »ex-, perterruit«, möglicherweise *fawwasa*

»sanavit», deklarativ *ḥarrama* »anathematizavit». Im Äthiopischen können dagegen auch Zustandsverben intransitiv im Stamm I₂ stehen, wie *ḥayyala* »fortis, potens fuit», *‘azzaza* »validus, fortis, robustus fuit», *takkaza* »moeruit, aeger animi fuit» u.a., was im Akkadischen völlig undenkbar wäre; es hat also hier die »intensive» Bedeutung überhand genommen. Es wäre verlockend, die Beweisführung des Verf. über die sekundäre Natur des *yegattel* auf den Kopf zu stellen und zu erklären, dass umgekehrt das Impf. Ind. den Doppelungsstamm beseitigt hätte. Doch werden wir besser tun, wenn wir die Äthiologen auf ihrem Gebiet recht haben lassen. Der Rez. ist auch gar nicht sicher, ob Landsberger recht hat, wenn er hebräische Formen wie *y^edaber* (Pi^el neben Ni^eal oder Partizipien aus dem Grundstamme) als Ueberbleibsel einstiger Präsensformen erklärt. Die eindeutigen Fälle sind nämlich ziemlich spärlich vorhanden, und einigen entsprechen auch in verwandten Sprachen Doppelungsstämme (*y^ezammar* = äth. *zammara*, Verben des Suchens od. Wartens: hebr. *ḥikkā*, *yīhal*, *biqqeš*, *qiwwā*, *šihar* = akk. *qu’ū*, *bu’ū*.) Es kann aber nicht geleugnet werden, dass zwischen dem akkadischen Durativ | Präsens und dem gemeinsemitischen Doppelungsstamm eine Verwandtschaft besteht; wie sie aber im Einzelnen zu erklären ist, ist auch nach den Ausführungen Rundgrens noch nicht ganz klar.

6. Der Verfasser polemisiert gegen Landsbergers Behauptung, dass das Akkadische die Aspekte verloren habe. Er will wohl im grossen und ganzen im akk. Präteritum und Präsens die Vertreter der konstativen und kursiven Aspekte sehen und betrachtet auch von Sodens Darstellung der Tempusformen als ungenügend. Zum akk. Perfekt äussert er sich auf S. 290 u.a.: »Zu Unrecht hatte bekanntlich Landsberger in *iptaras* eine spezifische Form für eine zweite Stufe in dem Zeitverhältnis zweier Handlungen erblickt, obwohl feststeht, dass die semitischen Verbformen an sich grundsätzlich keine relative Zeit zum Ausdruck bringen.» Was nun die Funktion des akk. Perfekts auch sein mag, so sieht der Rez. keinen Grund, warum die semitischen Verbformen in alle Ewigkeit unfähig bleiben sollten, relative Zeit zum Ausdruck zu bringen, wenn sie auch von Hause aus wenig mit relativer Zeit zu tun gehabt hätten. Die Umschreibung »und dabei«, die der Verf. dem akk. Perfektum gibt, leuchtet auch wenig ein; sie gründet sich nicht auf eine Beobachtung des akk. Sprachgebrauchs, sondern auf den Wunsch, einen theoretisch erfassten Konjunktiv (den man eher im Hebräischen finden kann) auch im Akkadischen nachzuweisen. Eher kann man das Perfektum mit »eben jetzt« (von einer noch aktuellen vergangenen Handlung) umschreiben; damit steht die Tatsache in Einklang, dass das Perfektum seit der mittelbabylonischen Zeit als Behauptungsform der Vergangenheit verwendet wird. (Z.B. werden in einem Gerichtsprotokoll objektive Präterita verwendet, nur in den zitierten Aussagen der Zeugen kommen Pf.-Formen vor). Auch kann ich nicht umhin, auf Grund meiner geringen Erfahrung auszusprechen, dass die Darstellung, die von Soden im GAG von der Funktion der Verbalformen gibt, wenigstens für alle praktischen Bedürfnisse, wie z.B. für die einwandfreie Uebersetzung akkadischer Texte, vollkommen genügt. Die Theorie der subjektiven Aspekte dahin einzumischen, hätte die Darstellung nur verwickelt. Dagegen eignet sich diese Theorie sehr gut für die Erhellung der westsemitischen Verhältnisse; wie man sich aber die Entwicklung der dort bestehenden Systeme vorzustellen hat, ist wieder eine andere Frage. Ich möchte hier noch

auf einige Tatsachen hinweisen, die vielleicht zu weiterem Nachforschen Anregung geben könnten. Man sagt im Hebräischen *gādaltā* »du bist gross«, *qātonī* »ich bin klein« ganz wie im Akkadischen *rabāta*, *ṣehrēku* und auch *yāda^ctī* »ich weiss« wie akk. *īdi* (sog. präfigierender Stativ). (Für das hebr. *āhabī* »ich liebe« kann aber im Akk. kein Stativ stehen, weil das Verbum nicht resultativ ist; es heisst nur durativ *ara'am*). Es scheint aber, dass dieser »stativhafte« Gebrauch des Perfekts im Arabischen schon viel an Boden verloren hat. Im Arabischen ist m.W. *ṣağurtu* nicht mehr das Geläufige für das im Akk. alleinherrschende *ṣehrēku* und das auch im Hebr. gern, wenn nicht ausschliesslich gebrauchte *qātonī*, sondern man sagt *ana ṣağīrun*. Die Verben des Wissens können in allen westsemitischen Sprachen im Pf. mit »präsen-tischer« Bedeutung stehen; doch habe ich den Eindruck bekommen, dass im Arabischen für »ich weiss« *a^clamu*, *a^crīfu* geläufiger ist, als *a^climtu*, *a^craftu*, vgl. z.B. hebr. Jes. 29, 11 *lō yāda^ctī sefer* »ich kann nicht lesen« und Qur'an 2, 73 *wa-minhum ummīyūna lā ya^clamūna l-kitāba* »unter ihnen sind Laien, die nicht lesen können« (oder hängt hier *ya^clamūna* irgendwie konsekutivisch von *ummīyūna* ab, so dass Impf. allein möglich wäre? Vgl. auch in der arabischen Bibelübersetzung von Smith — van Dyck an der obigen Stelle *lā a^crīfu l-kitābata*.) Ich glaube, dass diesen und ähnlichen Erscheinungen systematisch nachgegangen werden sollte, ehe ein definitives Urteil über die Entwicklung der semitischen Tempora gefällt werden kann. Vorläufig scheint es aber, dass man in vielen Fällen eine Entwicklungsreihe aufstellen kann, wo das Akkadische am Anfang, das Hebräische in der Mitte und das Arabische am Ende steht, wonach das Akkadische als das ursprünglichste anzusehen wäre. Rundgren steht dem Gedanken ablehnend gegenüber, dass die früher bezeugten Sprachen auch altertümlicher wären, und er hat unzweifelhaft darin recht, dass man diesen Grundsatz nicht übertreiben darf und dass man besonders hinsichtlich des Akkadischen auch den sumerischen Einfluss nicht aus den Augen verlieren soll. Andererseits ist es aber auch nicht wahrscheinlich, dass das Akkadische überall Neubildungen hätte!

7. Zur Entstehung der westsemitischen Imperfektendungen *-u*, *-īna*, *-ūna* möchte ich noch bemerken, dass ich ebenfalls an einen Zusammenhang mit dem akkadischen Subjunktiv gedacht habe, ohne dabei Klarheit zu gewinnen, wie dieser Zusammenhang zu erklären sei.¹ Jedenfalls ist es bemerkenswert, dass im akk. Präsens und Präteritum und im äth. Imperfekt und Subjunktiv keine überflüssigen Endungen vorkommen, d.h. sie haben im Sg. nur das Femininzeichen *-ī*, im Plural das mask. *-ū* bzw. fem. *-ā*, dagegen keine *-u* oder *-na*-Erweiterung, wie im Arabischen, Aramäischen und oft auch im Hebräischen. Vielleicht war ursprünglich auch das verbale Prädikat wie das nominale *e n d u n g s l o s*: akk. *awīlum damīq* »der Mensch ist gut«, *awīlum illik* »der Mensch ging«; das Attribut aber hatte eine entsprechende Endung: *awīlum damqum* »guter Mann«, *awil* (so im Akk.!) *illik-u* »der Mann, der ging«. Eine Verbalform als Prädikat mit der Endung *-u* bzw. *-na* hätte demnach erst dann entstehen können, nachdem diese Verhältnisse getrübt worden waren und z.B. in Nominalsätzen der bestimmte Artikel eine differenzierende

¹ Vgl. neuerdings auch B. Kienast: Das Punkualthema **japrus* und seine Modi. Or.N.S. 29/2 S. 151 ff.

Funktion bekommen hatte (arab. *al-baitu 'l-kabīru* »das grosse Haus«, *al-baitu kabīrun* »das Haus ist gross«).

8. Wir sind zum Ende unserer Ausführungen gelangt. Ein System wagen wir nicht aufzustellen — es gibt immer noch allzu viel Unerforschtes, das aufgeklärt werden sollte, damit ein unanfechtbares System gebaut werden könnte. Leider kann der Rez. auch nicht die Aspektlehre Rundgrens in einer Weise würdigen, die ihrer Bedeutung gemäss wäre — dazu fehlt es ihm zu sehr an abstraktem und spekulativem Denkvermögen. Man muss nur hoffen, dass diese Lehre auf gebührende Weise beachtet und weiter ausgebildet werden wird. Was wirklich brauchbar ist, wird sich doch immer durchsetzen. Wenn wir im vorhergehenden gezeigt zu haben glauben, dass auch Rundgrens System nicht im einzelnen abschliessend sein kann, so bleibt doch das Buch eine sehr bedeutende Leistung, die man bei der künftigen Diskussion nicht übergehen kann. Ganz besonders hoffen wir weiter, dass die Assyriologen und Westsemitisten in Zukunft einander mehr Takt entgegenbringen. Heutzutage kann doch keiner mehr, wie auch Rundgren hervorhebt, die beiden Gebiete mit gleicher Kompetenz beherrschen; man muss also eine fruchtbare Zusammenarbeit in Fragen der vergleichenden Grammatik zustandebringen. Daraus wird aber kaum etwas, wenn man sich immer wieder wegen Grenzüberschreitungen und Versehen im fremden Gebiet mit Spott und Hohn bewirft. Durch den überheblichen Ton hat sich gewiss auch Rundgren in vielen Kreisen die Türe zur Anerkennung seiner Ansichten versperrt, was doch schade ist.

JUSSI ARO

O. G. S. CRAWFORD: *Ethiopian Itineraries ca. 1400—1524. Including those Collected by Alessandro Zorzi at Venice in the Years 1519—24.* (The Hakluyt Society, Second Series: No. CLX). Cambridge University Press. 1958. XXIX + 232 Pages, 2 Plates, and 21 Sketch-maps.

The book to be reviewed relates to the period of great explorations. Europe's interest in Ethiopia had already awakened for mere trade reasons, but before a direct seaway to Ethiopia was found, Mohammedan Egypt made it costly to carry on trade between Europe and Ethiopia. Europeans had scant and inaccurate knowledge of Ethiopia, based chiefly on the information of Ptolemy and some scattered, casual and »romantic« accounts imparted by persons who had visited Egypt and Ethiopia.

In the first part of his book »Background of Ethiopia« the author sets out these facts. The Notes and Itineraries of the Italian Alessandro Zorzi form the nucleus of the book. Zorzi himself did not travel in Ethiopia, but he gained his knowledge mainly from Ethiopian monks. Zorzi's greatest merit is that he seriously endeavoured to get first-hand knowledge from Ethiopia, for he wished to check the information of Ptolemy and within the limits of his possibilities to amend the gaps and errors in the traditional geography of the Middle Ages.

Zorzi's itineraries have been previously published and analyzed. Now Crawford republishes the same in carefully studied form, straightening out many mistakes made by earlier examiners and identifying several heretofore unidentifiable place names. The sketch-maps are of great value in reading the book.

Subjoined to the book are three appendixes: Gazetteer of Names on Fra Mauro's Map, Asgade and the Habab Tribe and R. A. Skelton's »An Ethiopian Embassy to Western Europe in 1306».

This excellent book cannot be overlooked by anyone interested in the history of Ethiopia and in geography, nor by anyone who studies the interest Europe showed during the period of the explorations in a distant and slightly known country.

ARMAS SALONEN